

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1904)
Heft: 1

Artikel: Die Kolonie Eritrea und ihre Besiedelung durch die Italiener
Autor: Kaiser, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Kolonie Eritrea

und ihre Besiedelung durch die Italiener.

Von Alfred Kaiser, Charlottenburg.

Mit zäher Ausdauer kommen italienische Wirtschaftspolitiker immer wieder auf den Gedanken zurück, einen Teil ihrer alljährlich nach fremden Gebieten auswandernden Landsleute auf italienischen Kolonialboden überzuleiten. Selbstverständlich handelt es sich hierbei nicht um jene Arbeiterscharen, die jedes Frühjahr über die Alpen ziehen, um bei Beginn des Winters dann ihre in Frankreich, in der Schweiz oder in Deutschland gemachten Ersparnisse in die Heimat zu tragen. Es kommen vielmehr die *überseeisch auswandernden* Elemente in Betracht, von denen ein grosser Prozentsatz für ihr Vaterland entweder vollkommen verloren geht oder doch arm und schwer enttäuscht nach vergeblichem Ringen wieder in die Heimat zurückkehrt. Mit fremden, oberflächlich erfassten und nicht selten sehr unglücklich kombinierten Ansichten belastet, können manche dieser Rückkehrenden in den Verhältnissen ihres Vaterlandes sich nicht mehr zurecht finden. Sie überwerfen sich mit ihren Angehörigen, mit ihren Arbeitgebern und der öffentlichen Ordnung. Unzufrieden wie vor ihrer Ausreise fallen sie hierbei ihrer Familie, ihren Genossen und der Staatskasse zur Last. Ein geringer Prozentsatz bringt das zur Auswanderung aufgewendete Barkapital wieder in seine Heimat zurück, und nur wenige haben in Uebersee grössere Reichtümer sich erworben.

Um diesen Misständen abzuhelfen, trat Italien im Jahre 1880 in den kolonialen Wettbewerb ein. Es erstand zuerst die von der Dampfergesellschaft Rubattino erworbenen Küstengebiete bei Assab am Eingange zum Roten Meere und besetzte im Laufe der nächsten Jahre dann Ras Dermak, Bailul und Massaua. Die Besitznahme von Massaua brachte den Italienern im Jahre 1887 zwar schon einen sehr traurigen Verlust, doch liessen sie sich dadurch nicht abhalten, ihre Expansionspolitik am Osthorne des afrikanischen Kontinentes weiter

auszudehnen. Sie übernahmen im Jahre 1888 das Protektorat über das Sultanat Aussa und das Danakilland, und ein Jahr später stellten sich auch die Somalgebiete von Obbia und Halule, sowie die Benadir-Küste unter ihren Schutz. Vier Jahre später kamen Barawa, Merka, Mukdischu und Warscheich durch Pachtverträge in italienischen Besitz, und so hatten sich allmählich zwei nicht unbedeutende Kolonialgebiete, die »Colonia eritrea« am Roten Meere und »Somalia italiana« im Süden des Kap Guardafui, herangebildet. Nachdem schon Ende der Fünfziger Jahre zwischen Abessinien und dem Piemont ein Freundschaftsvertrag geschlossen war, fühlten die Abessinier durch die Besitzergreifungen der Italiener sich nun doch sehr benachteiligt. Sie verzichteten zwar durch einen zweiten Vertrag aus dem Jahre 1889 auf sämtliche für sie in Betracht kommenden und in italienischem Besitze sich befindenden Küstenländer und anerkannten sogar die Schutzherrschaft Italiens über ihre eigenen Gebiete. Abessinien sollte nach diesem unglückseligen Verträge nur noch durch Vermittlung Italiens mit andern Staaten verhandeln können. Der schlaue Menelik hatte aber bald einige Zweideutigkeiten dieses Vertrages herausgefunden und versandte im Jahre 1893 schon die ersten diesbezüglichen Protestnoten. Die Italiener schenken den darin ausgesprochenen Wünschen aber kein Gehör. In Erwartung kriegerischer Eventualitäten befestigten sie vielmehr ihre Positionen und dehnten ihre Besitzungen noch weiter aus. Zwei Jahre später machte Menelik mit seinen Anforderungen dann aber bitteren Ernst. Wohl ausgerüstet und in grosser Uebermacht erschienen seine Truppen ganz unerwartet an der italienischen Grenzlinie. Sie überfielen erst die beiden Besatzungen von Amba Alagi und Makalle und lieferten im Jahre 1896, vom General Baratieri angegriffen, den Italienern dann noch eine vernichtende Niederlage in den Vorbergen von Adua. Die Italiener verloren in dieser schrecklichen Entscheidungsschlacht nicht weniger wie 6600 Mann, darunter 4400 Mann europäischer Truppen, zwei Generäle und etwa 270 Offiziere, 2000 Gefangene und 2000 Verwundete, 56 Kanonen, etwa 6000 Gewehre, Munition, Proviant und zirka 1500 Lasttiere. Auch die Abessinier hatten beträchtliche Verluste erlitten: 7000 Tote und etwa 10,000 Verwundete, so dass es von beiden Parteien nur ein Akt der Klugheit war, einige Monate später endlich den Friedensvertrag von Addis-Abeba zu unterzeichnen. Italien verzichtete hierbei auf seine im Verträge von 1889 ihm zugesprochenen Protektoratsrechte, wogegen die Abessinier gegen Ersatz der Verpflegungskosten die italienischen Gefangenen auslieferten und als Nordgrenze ihres Reiches die Wasser-

linie Belesa-Mareb anerkannten. Nähere Grenzbestimmungen sind einem besonderen, bis heute noch nicht zur Sprache gekommenen Vertragsschlusse vorbehalten.

Im italienischen Parlamente wurde 1897 zwar ernstlich erwogen, die Kolonie Eritrea vollkommen aufzugeben, doch hat man sich schliesslich dahin geeinigt, die hiefür in Verwendung kommenden jährlichen Zuschüsse auf höchstens 9 Millionen Franken zu bemessen, andernfalls, wenn diese Ausgaben nicht hinreichten, auf die Besetzung der Hafenstadt Massaua und ihrer Umgebung sich zu beschränken.

Auch im Somalilande haben die Italiener einige schwere Verluste erlitten. Da dieses Gebiet aber kaum zu Siedelungen sich eignen wird, wollen wir hier nicht näher auf dessen Kolonisierung eingehen.

Von Bedeutung ist in dieser Hinsicht nur die »Colonia eritrea«, im besondern die Hafenstadt Massaua und ihr küstennahes Hinterland. Hier kann Italien seinen Emigranten heute schon sehr weitgehende Wirtschaftserleichterungen bieten, sie vor mancherlei schädlichen Einflüssen wahren und ihre Arbeit mit den Bestrebungen des Mutterlandes in Einklang bringen. Und wirklich will es hier nicht nur mit politischer Machtentfaltung seine teuer erkauften Rechte behaupten, sondern auch sein Volkstum verpflanzen, die Arbeitskraft seiner Auswanderer sich zu eigenem Nutzen machen und allmählich ein neues kleines Italien aus diesen Gebieten schaffen.

»Fortissimi viri et milites strenuissimi ex agricolis gignuntur« hat schon der alte Cato behauptet, und diesem Grundsatz treu wollen auch die Italiener den Neutrieb ihres Mutterlandes aus Siedelungen *landwirtschaftlicher Kolonisten* hervorgehen lassen.

Die Kolonie Eritrea liegt aber bereits im Tropengürtel, unter gleicher Breite wie Chartum, die Tschadseeländer, der Nigerbogen und Senegambien. Sie liegt südlicher als die Antillen und Mexiko, die Marianen, der nördlichste Teil der Philippinen, Calcutta und Bombay.

Will ein Volk in den Tropen sich Siedelungen schaffen, so muss es sich dieser Zone *anpassen*, anfänglich auf grosse Verluste an Menschenleben sich gefasst machen und diese Verluste durch einen entsprechend grossen Nachschub und eine Weiterdifferenzierung seiner Elemente zu decken wissen.

Niemand wird daran zweifeln, dass der Europäer, selbst der Südländer, in seiner physikalischen Wärmeabgabe viel ungünstiger gestellt ist, als der schwarzhäutige Neger oder auch nur der dunkel-

gefärbte Fulbe, der braune Nubier oder der stark pigmentierte Südaraber. Leider nur zu oft geben die schädlichen Einwirkungen der senkrecht einfallenden Sonnenstrahlen und der starken Ueberhitzung des Blutes durch Sonnenstich und Hitzschlag sich kund. Nach Lombroso und andern Kriminalstatistikern soll in Gegenwart einer hohen Lufttemperatur und eines nicht allzuhohen Feuchtigkeitsgrades auch die Zahl der verbrecherischen Handlungen in merkbarer Masse sich steigern, und zum mindesten erkennen wir in der Tropenhitze das Haupthindernis einer andauernden Kraftäusserung des Menschen. Die berüchtigte Malaria und eine Reihe anderer Fieberformen sind uns als typische Tropenübel bekannt. Dysenterie, Magen- und Leberkrankheiten, venerische Leiden, Pocken, Pest und Cholera sind ebenso typische Tropenkrankheiten. Die Ergebnisse bakteriologischer Forschungen, medizinische Kunst und vor allem auch eine entsprechende Tropenhygiene stellen die Wichtigkeit der Akklimatisationsfrage zwar immer etwas weiter in den Hintergrund, doch wird man ihre Macht nicht überschätzen dürfen und ausser den gesundheitsschädlichen Einflüssen noch andere Imponderabilien zu beachten haben.

Kann der Einzelne sich aber auch anpassen und vor den schädigenden Tropeneinflüssen sich schützen, so kommt bei ihm doch einmal die Frage des Alterns und des Todes in Betracht. Er hinterlässt nicht immer Nachkommen, und wenn diese auch da sind, so ist noch lange keine Sicherheit dafür geboten, dass diese als eine Gesellschaft von Kolonisten, als ein gesunder Zweig des Muttervolkes sich zu erhalten und zu entwickeln vermögen. An einem ununterbrochenen, bald stärker, bald schwächer fliessenden Nachschube vom Mutterlande ist bei der italienischen Kolonisation zwar nicht zu zweifeln, doch kann der Nachschub allein nur fast ebensowenig wie die Auswanderung nach fremden Kolonialgebieten im Interesse der Nation liegen. Ihr Volk soll hier ja *Wurzeln schlagen*, auf diesem Boden neue Keime treiben, neue, den veränderten Lebensbedingungen besser angepasste Generationen hervorbringen. Eine vorübergehende Massensiedlung zur Ausbeutung von reichen Bodenschätzen oder eines reichen Autochthonenvolkes kommt hier nicht in Betracht, denn dazu wäre die Eritrea viel zu arm, zu wenig bevölkert und die italienische Kolonialpolitik viel zu modern und einsichtsvoll, als dass sie sich mit einem so veralteten Kolonialsysteme befassen wollte. Der Nachschub neuer Siedler aus dem Mutterlande wird, wie gesagt, niemals aufhören, denn Italien ist dicht bevölkert, seine innere Organisation gibt noch zu vielen Unzufriedenheiten Anlass, und sein Volk ist wie

wenig andere zu überseeischen Wanderungen geneigt. Das Wertvolle bei diesem Nachschube liegt darin, dass er einstweilen den Ueberschuss der kolonialen Sterblichkeitsziffer ausgleicht und auf diese Weise die zur Entwicklung der Kolonie erforderliche Individuenzahl auf ihrem Niveau erhält. Die Nachkommenden werden freilich nicht immer die Verlorenen zu ersetzen imstande sein, doch ist die Möglichkeit einer Substituierung um so eher vorhanden, als es sich in der Kolonie Eritrea fast nur um Ansiedlung von Kleinbauern handelt und diese wiederum die Hauptzahl der italienischen Auswanderer darstellen.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, dass unter diesem Nachschube eine grosse Zahl weiblicher Personen sich befindet, kräftige und gesunde Mädchen, die nicht nur für Haushalt und Feldarbeit, sondern namentlich auch zur *Mutterschaft* sich eignen. Der Mangel an heiratsfähigen Europäerinnen macht sich in allen Kolonien geltend und besonders in solchen, wo die Siedler mit Ackerbau im Kleinbetriebe sich beschäftigen. Der Kaufmann oder der Grosspflanzer kann diesen Uebelstand leichter verschmerzen, er bleibt nicht für immer im Lande und er braucht keine Töchter und keine Söhne zur Stütze seines Gewerbes. Er hat in vielen Fällen seine Frau und seine Kinder in Europa und er kehrt in kurzen Zeiträumen immer wieder zu ihnen zurück. Aus diesem Grunde bieten aber reine Handels- und Plantagenkolonien auch niemals den Boden zur Festwurzelung des kolonisierenden Volkes; sie fallen ohne grossen Widerstand bald diesem, bald jenem Eroberer in die Hände und stehen infolgedessen eine Stufe tiefer als die eigentlichen Siedelungskolonien. In früheren Jahren hat man den Frauenmangel oft auf sehr fahrlässigem Wege zu beseitigen gesucht. Man richtete für die siedelungslustigen Auswanderer staatliche Heiratsinstitute ein und betrieb ohne eine selektorische Aufsicht diese Institutionen sogar in militärischer Weise. Dass hiebei oft, ja in den meisten Fällen recht bedenkliche Mesalliancen sich ergaben, ist selbstverständlich. Ihre schlimmen Folgen ergaben sich hauptsächlich beim Nachwuchse dieser Ehen, und diesen ist es wohl zuzuschreiben, dass die meisten Kreolenländer in Bezug auf ihre Bevölkerung in einem nichts weniger als guten Rufe stehen. Tausende der hoffnungsvollsten, gut akklimatisierten Siedler haben auf diese Weise ihr Geld und ihre Arbeit für nichtsnutzige Weiber und, was noch das Schlimmere war, für eine degenerierte, zu Verbrechen, Ausschweifungen und Müssiggang geneigte Nachkommenschaft aufgeopfert. Im Moraste tropischen Städte-

lebens und im Abschaum unsrer Grosstädte gehen ihre verfehlten Epigonen nun unter. Möge jedes kolonisierende Volk aus diesem Exempel sich aber eine Lehre ziehen und mögen namentlich die lateinischen Völker, die im Individuellen sich ja am leichtesten an die Tropen anpassen, andernteils in der sexuellen Auswahl aber noch keinen Hauptfaktor ihres Gedeihens erkennen, der Frauennachfrage ihrer Siedelungskolonien auf bessere Weise zu begegnen verstehen.

Mit *Rassenmischung*, wie sie von Portugiesen, Spaniern und Franzosen beliebt ist, hat man ebenfalls sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Diese Mischungen beziehen sich meist auf Neger und Weisse. Beide Rassen stehen sich aber so ferne, dass schon aus diesem Grunde kein hervorragendes Kreuzungsprodukt zu erwarten ist. Ich möchte nicht bezweifeln, dass die afrikanischen Neger durch eine frühzeitige Abtrennung und durch eine andauernd einseitige Selektion aus der nämlichen Stammrasse hervorgegangen sind, wie der grösste Teil aller europäischen und die sogenannten äthiopischen Völker. Wir finden bei ihnen tatsächlich auch alle Kardinaleigenschaften wieder, die uns von andern Menschenrassen und vor allem vom Tiere unterscheiden. Während, vielleicht auch vor oder erst nach der für sie typisch gewordenen Umwandlung hat aber entschieden auch ein Degenerationsprozess in ihrem Werdegange Platz gegriffen. Der Neger hat viele Eigenschaften nicht mehr in dem Masse in sich vertreten, wie bei seiner Stammform dies der Fall sein mochte. Seine, dem Tropenleben angepasste gröbere Organisation hat sich erhalten und zum Teile sogar noch weiter entwickelt, in seiner feineren, einer andern Lebensweise entsprechenden Organisation aber ist er verarmt und rückständig geworden. Er ist in dieser Beziehung einer vertrocknenden Cisterne zu vergleichen mit massivem, durch Quellwasserabsätze gefestigtem Mauerwerke. Auf dem Grunde dieser Cisterne findet man zwar von Grundwasser durchtränktes Erdreich, die Aussichten auf ein Wiederansteigen des Grundwasserspiegels sind aber nur äusserst geringe. Durch kleine Wasserzufuhren von oben, durch unser Blut und unsere Zivilisation, vermögen wir diese Cisterne nicht wieder zu erwecken und bei einem Tiefergraben ihres Grundes, einer intensiveren Kulturarbeit, riskieren wir ihren Einsturz und unser eigenes Leben.

In der Kolonie Eritrea könnte wohl nur eine *Kreuzung zwischen Europäern und Abessiniern* in Betracht kommen, denn dass die hamitischen Mohamedaner zu einem solchen Experimente sich hergäben, ist gänzlich ausgeschlossen. Religiöser Fanatismus hat diese

letzteren zu einer so festen kulturell in sich abgeschlossenen Masse verbacken, dass jeder Mischungsversuch nur auf die minderwertigsten Abfallprodukte dieser Völkergemeinschaft sich beschränken müsste.

Bastarde zwischen Abessiniern und Europäern, besonders Italienern, sind hingegen sehr häufig zu treffen. Ich kannte mehrere dieser Personen und habe stets die Ueberzeugung gewonnen, dass sie geistig und körperlich auf normaler Höhe standen. Die Abessinier stehen uns und besonders den Mittelmeervölkern auch viel näher als irgend ein afrikanischer Negerstamm. Ihre Geschichte weist auf arabische Abstammung, zum mindesten auf eine starke Vermischung mit arabischem Blute. In ihren Charakteren finden wir auch unzweifelhafte Spuren jenes uralten äthiopischen Völkerstammes, der sehr wahrscheinlich schon in palaeolithischer und prähistorischer Urzeit über den Norden des afrikanischen Erdteiles sich verbreitete und später in Libyer, Aegypter und Nubier sich differenzierte. Dieselbe äthiopische Rasse hat scheinbar auch über das Mittelmeer nach Spanien, Südfrankreich und Italien sich ergossen und an der ethnischen Durchdringung der ältesten südeuropäischen Mittelmeerstämme sich beteiligt. Andererseits wissen wir aus der Geschichte, dass das italienische Volk aus einer glücklichen Mischung apenninischer Ureinwohner, nordischer Stämme, Griechen und Araber hervorgegangen ist und daher sicherlich auch einen, wenn auch längst abgeschwächten verwandtschaftlichen Zusammenhang mit den abessinischen Völkerstämmen haben muss. Jedenfalls stehen sie den Abessiniern viel näher als den Negern und werden aus diesem Grunde auch mit der abessinischen Rasse zusammen ein qualitativ günstigeres Kreuzungsprodukt hervorbringen, als mit der schwarzen Rasse. Dies genügt aber nicht, um eine zukünftig intensivere Mischung befürworten zu können. Infolge eines grundverschiedenen natürlichen Entwicklungsganges und verschiedenartiger traditioneller Ueberlieferungen sind die beiden Völkerschaften in ihrer sozialen Begabung doch so ungleiche geworden, dass eine Mischung derselben eben so grosse Gefahren in sich bergen würde, wie das bekannte, mit unausrottbaren Fehlern behaftete Mulattentum. Als eine geschlossene Gesellschaft dürften die Bastarde von Italienern und Abessiniern ihren Eltervölkern gegenüber eben denselben Neid, denselben Hass und dasselbe Mass von Verachtung entgegenbringen, wie das die Mulatten den Weissen und Negern gegenüber zu tun pflegen. Sie fühlen die erblich bedingte Ueberlegenheit des Europäers, beneiden ihn um seine Vorzüge und hassen ihn, so lange er ihnen überlegen bleibt. Sie verachten ihre ungemischt gebliebenen pigmen-

tierteren Genossen, weil sie besseres Blut in sich fühlen und infolge einer besseren Erziehung auch eine höhere soziale Stellung einnehmen als diese. Sie brauchen das »schwarze Blut« aber, um den Europäern gegenüber gelegentlich einen guten Trumpf auszuspielen und in ihrer Stellung sich zu festigen. Andererseits benutzen sie die erheuchelte Freundschaft der Europäer, um der dunkeln Masse zu imponieren, und so würde ihre politische Fähigkeit beim Erstarren ihres Stammes sehr wahrscheinlich nur auf Intriguen sich beschränken.

Mit einem solchen Bastarden-Nachwuchse könnte die Kolonie Eritrea sich daher nicht heben. Das Hauptgewicht der Siedelungsbestrebungen wird vielmehr auf die *Mehrung und die soziale Festigung der unvermischten, aus Italien stammenden Kolonisten* zu richten sein. Dass eine Mehrung der Siedler durch fortwährende Neueinwanderung und allmähliche Anpassung an die veränderten Lebensbedingungen zu erwarten ist, haben wir weiter oben auseinandergesetzt. Um diese Kolonisten zu einigen, ihre privaten und sozialen Bestrebungen mit denjenigen der Kolonialverwaltung und des Mutterlandes in Einklang zu bringen, genügen aber gesetzgeberische Verordnungen und militärischer Schutz allein nicht. Eine landwirtschaftliche Siedelung verlangt vor allem eine *Zentralisation* der einzelnen Kolonisten, eine *gut orientierte Leitung* und eine weitgehende *finanzielle Unterstützung von Seite des kolonisierenden Mutterlandes*. Einzelsiedelungen dürften bei den Italienern umsoweniger Erfolg haben, als dieses Volk durch einen starken Hang zum Zusammenleben sich auszeichnet und die Kolonie Eritrea überall, wo die Siedelungen auch stattfinden mögen, grössere, mit vereinten Kräften ausgeführte Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen, Wegebauten etc. erfordern wird. Können die einzelnen Kleinsiedler sich gruppieren, so werden sie ihre heimatlichen Sitten und Gebräuche viel weniger vermissen, sie werden mit grösserer Leichtigkeit in die neuen Verhältnisse sich eingewöhnen und vor allem auch ihren nationalen Charakter wahren. Sie können sich gegenseitig unterstützen und ergänzen, zu einem Ganzen sich verschmelzen und auf diese Weise mit dem Vaterlande in engster Beziehung sich erhalten. Unter Berücksichtigung dieser Vorteile war es von jeher eine Eigentümlichkeit der eritreischen Kolonisationsversuche, die Ansiedler auf einem verhältnismässig kleinen Raume zu gruppieren. So wurden die Siedelungen von Godofelasse und Gura geschaffen und so werden auch neuere Versuche auf dem Hochlande von Okule-Kusai und dem Barkagebiete dem System der Zentralisation sich anpassen.

Im Jahre 1899 waren die kolonisatorischen Erfolge zwar noch sehr geringe; es standen damals 2014 Weisse einer Eingeborenenzahl von 327,502 Seelen gegenüber, und von diesen Weissen waren nur 1356 italienischer Nationalität. Die Zahl der landwirtschaftlichen Siedler war durch den abessinisch-italienischen Feldzug fast auf den Nullpunkt zusammengeschmolzen; sie hat sich später aber wieder gehoben und wird in Bälde durch neue Einwanderer aus der Provinz Bologna einen weiteren Zuwachs erhalten. Nachdem man bei der Auswahl der ersten Siedler kleine Fehler begangen und ausser des Ackerbaues unkundigen Fabrikarbeitern selbst altersschwache Personen zur Besiedelung herangezogen hatte, will man nun arbeitskräftige Bauernfamilien zur Siedelung veranlassen. Man erwartet von diesen Landleuten um so grössere Erfolge, als sie auf einer verhältnismässig hohen Kultur- und Intelligenzstufe stehen und einem gesunden und sich stark vermehrenden Volksstamme angehören sollen. Das Einzige, was gegen die Kolonisationsfähigkeit dieser Leute sprechen könnte, ist die Tatsache, dass sie einem *oberitalienischen Stamme* angehören und daher nicht dieselbe natürliche Widerstandsfähigkeit an den Tag legen werden, wie Unteritaliener und Sizilianer dies zu tun pflegen. Es ist bekannt, dass der Norditaliener schon in Neapel und auf Sizilien einen grossen Teil seiner Kräfteenergie auf die Bekämpfung neuer Lebenshindernisse verbraucht, und dass in den französischen Kolonialgebieten am Mittelmeere, in Algier und Tunesien, eigentlich nur noch Malteser und Sizilianer belangreiche Feldarbeit zu vollführen imstande sind. Kommen diese Bologneser nur für die Siedelungen auf dem *Hochplateau von Asmara und Godofelassi* in Betracht, so ist es wohl möglich, dass sie in dem dort herrschenden kühlen Tropenklima ihre Arbeit zu vollbringen mögen. Will man mit diesen Leuten aber die heissen Barkagebiete besiedeln, so wird man ohne Zweifel grosse Schwierigkeiten zu bekämpfen haben. Ich kenne jene Gebiete aus eigener Anschauung und habe dabei die Ueberzeugung gewonnen, dass ihre Besiedelung nicht nur in Bezug auf klimatische Verhältnisse, sondern auch hinsichtlich der Bodenbeschaffenheit, der Wasserverhältnisse und der allgemeinen Verkehrslage eine schwere Arbeit fordern wird.

Am vorteilhaftesten erschiene natürlich eine intensivere Besiedelung der *Stadt Massaua* und ihrer Umgebung; sie ermöglichte den grössten Schutz vor feindlichen Ueberfällen und den bequemsten Absatz für ihre landwirtschaftlichen Produkte, sei es durch Versorgung der dort ansässigen Kaufleute und Regierungsbeamten, sei

es durch Verproviantierung der einlaufenden Schiffe oder durch die Schaffung eines regeren Ueberseehandels. Massaua ist nun leider aber nicht ein Ort, wo der Europäer eine über den Rahmen des kleinen Gemüsebaues hinausgehende Feldarbeit verrichten könnte. Gleich bei der Einfahrt in den Hafen gewahren wir schon jenes dunkelgrüne, dicht über dem Wasserspiegel emporstehende Saumband der Mangrovenzone, die unvermeidliche Bordüre aller Tropenmeere. Dort liegt die Brutstätte und der Versammlungsort jener ungezählten Stehmückenschwärme, die in den Abend- und Morgenstunden über Stadt und Land sich verbreiten und als Würgengel der europäischen Kolonisten das gefürchtete Malariafieber mit sich schleppen. Beim Stiche ihrer feinen Saugrüssel impfen diese geflügelten Giftbälge die blutfressenden Plasmodien in unsern Körper, und binnen wenigen Monaten, oft schon nach wenigen Tagen, tut ihre Anwesenheit durch Abnahme der roten Blutkörperchen sich kund. Prophylaktische Kuren, eine gute Nahrung, Chiningebrauch und eine möglichst eilige Abreise nach gesunderen Gegenden vermögen uns vor diesem Uebel zwar einigermaßen zu erhalten; nicht alle Kolonisten, und vor allem die Ackerbauer nicht, sind aber in der Lage, diese Mittel für sich anzuwenden, und so fallen dann jährlich Hunderte als Opfer dieser Parasiteninfektion dem Siechtume und dem Tode anheim.

Unser Blick schweift weiter über die gefährliche Uferzone hinweg nach den dunkeln Abhängen des abessinischen Hochlandes hinüber. Jenseits der nebelbehangenen Bergmauer eine tropische Hochebene mit saftigen Weidegründen, fruchtbaren Talkesseln und steinigen Hügelketten, tiefen Wasserschluchten und grossen Steinhüttendörfern. Dahinter, nach Westen hin eine trockenere Halbsteppe mit breiten, sandigen und von Dumpalmen bestandenen Talläufen, isolierten Felsenfesten und nackten Felszacken, wandernden Hirtenvölkern und unscheinbaren Mattenzeltlagern. Diesseits des Hochlandgehänges, gegen die Küste hin, ein tagemarschbreites Hügelland, sonnverbrannt und mit dürrem Dornbusche bestanden. Hier einige armselige Strohhütten, da ein provisorisches Hirtenlager, hungrige Ziegen und Schafe, von Zeit zu Zeit auch eine kleine Rinderherde, im allgemeinen aber der Eindruck einer öden Wüstenei. Was sollte ein Landwirt hier beginnen? Kaum reichten seine Kräfte hin, um einen kleinen Gemüsegarten für sich und seine Familie anzulegen, in der feuchten Winterszeit einige Säcke Kartoffeln oder einige Kisten frischer Gemüse an die vorbeikommenden Dampfer abzugeben und für einige

Stück Hornvieh das nötige Futter zusammen zu bringen. Selten sieht man eine anbaufähige grössere Weidefläche, fast überall nur nackte Granit- und Porphyrgänge, Geschiebechaos und staubige Schuttwälle. Ein fließendes Wasser nur selten, dafür aber eine Menge verschütteter Cisternenbrunnen und von der nahen See her ein salziger Windhauch.

In der Stadt haften unsere Blicke lieber, und da finden wir so manches, was hoffnungsreichere Gedanken erweckt. Hier erheben sich stattliche Wohnhäuser mit kühlen Hofräumen, luftigen Balkonen und orientalischen Muschrabien. Am Landungsquai der grossen Post- und Frachtdampfer finden wir gut assortierte Verkaufsmagazine, Restaurationen und Kaffeehäuser und hinter diesen die Lagerräume der Grosskaufleute und arabischen Händler. Man spürt den *Transithandel mit dem abessinischen Hinterlande und den Barkagebieten*, die Ausstrahlungsstelle der eritreischen Faktoreigeschäfte und die Zentrale der italienischen Perlfischerei. Viele tausend Jahre Geschichte gehen in Gedanken an uns vorüber, die Zeit, wo die Könige Sanch Kara und Het-Shepsut ihre Goldschätze aus dem Süden bezogen, als König Salomon und Necho ihre Handelsexpeditionen nach dem goldreichen Sambesilande entsandten, und die erste geschichtlich erwiesene Handelsbeziehung zwischen Aegypten und der afrikanischen Ostküste sich anbahnte. Wir denken an die Zeiten, wo die see-tüchtigen Phönizier ihre Schiffe durch das Rote Meer steuerten, und die ersten Siedelungen von Kaufleuten an den Küsten dieses Meeres sich festigten. Wir denken auch an jene wilden Kampfjahre, in denen die semitischen Hyksos über den Isthmus von Suez fluteten, das alt-ägyptische Element allmählich immer weiter nach Süden verdrängt wurde und in dem Hochlande von Abessinien nun eine weitere Durchmischung fremden Blutes über sich ergehen lassen musste. Wir denken auch an jene friedlicheren Zeiten, in welchen die Griechen am Roten Meere sich festsetzten, als ihre Nachkommen die Villenstadt Kaloë auf dem nahen Koheito-Plateau zu ihrem Sommeraufenthalte anlegten, und als das Judentum unvermerkt über ganz Nordafrika sich verbreitete. Wir lassen endlich jene Zeiten an uns vorüber gehen, in denen die Araber auf der Ostküste des Roten Meeres sich festsetzten, und im Süden das islamitische Sultanat Adele mit seiner Hauptstadt Zeila sich entwickelte. Heute sind von all diesen Wander- und Wandlungen noch zahlreiche Reste vorhanden: Hier sehen wir den arabisierten Steppenbewohner, ein verwildeter und vielleicht schon mit Hyksosblut gemischter Nachkomme des alten Pharaonenvolkes; dort oben, in der Nähe der modernen Siedelungen von Godofelasse

und Gura und in zirka 2600 Meter Seehöhe finden wir die Tempelruinen und Villentrümmer der griechischen Aduliter und Bauwerke aus der Araberzeit. Die grossäugigen Abessinier und Abessinierinnen, denen wir auf der Strasse begegnen, sind ein Mischprodukt dieser Völkerströme, die Resultate einer Mischung alten Aethiopierblutes mit Semiten und Negritiern.

Es war schon seit langem bekannt, dass in den Bergen von Abessinien mancherorts viele *Golderze* sich finden. Das Metall wird in Lakamte, Neju, Kamus, Harar und Adis Abeba auf den Markt gebracht, zum grössten Teile aber als Tributzahlung an den Negus abgeliefert. Adis Abeba und Harar sollen jährlich über 300 Kilo Gold ausführen und auch Adua, eine Grenzstadt im Süden der Kolonie Eritrea, soll kleine Mengen dieses Edelmetalles in den Handel bringen. Vor zirka 40 Jahren hat der Forschungsreisende Sapeto die ersten Spuren von Goldlagerstätten in Hamasen und andern Regionen der Eritrea nachgewiesen; ein eigentliches Goldfieber erwachte aber erst am Ende des letzten Dezenniums, als neue, durch das Gouvernement unternommene Nachforschungen einige lohnende Goldlager aufdeckten. Eines dieser Lager findet sich bei Schumma Kalé, in der Nähe von Asmara. Hier tritt in sehr geringer Tiefe ein goldhaltiger Quarzstollen von $3\frac{1}{2}$ Meter Mächtigkeit an die Oberfläche, dessen bergbaulichen Wert man auf 40—50 Millionen Franken eingeschätzt hat. Auch bei Keren wurden *Golderze* gefunden, bis zur Stunde aber noch nicht ausgebeutet. Sichere Aussichten auf den Abbau der Goldminen von Asmara haben sich durch die Gründung der »Società eritrea per le miere d'oro« eröffnet. Das Konzessionsgebiet dieser Gesellschaft umfasst 3000 Hektar, und die Dauer ihres Bergbauregales ist auf 30 Jahre festgesetzt. Ihr Betriebskapital, von englischen und italienischen Finanzleuten zusammengebracht, beträgt 2 Millionen Franken, und die Gesellschaft ist durch ihren Konzessionsvertrag verpflichtet, im Laufe der ersten vier Jahre etwa $1\frac{1}{3}$ Millionen Franken für Erforschungs- und Ausbeutungsarbeiten zu verausgaben. Die bisherigen Analysen ergaben einen Goldgehalt von $1\frac{1}{4}$ Unzen per Tonne Erz. Fünf Prozent des gewonnenen Goldes müssen an die italienische Regierung abgeführt werden. Ein grosses Abbauhindernis soll in dem Mangel eines genügenden und billigen Brennmaterials liegen, doch hofft man durch Ausbau der Massaua-Asmarabahn diesem Hindernisse einigermassen aus dem Wege gehen zu können.

Von sehr grosser Bedeutung ist für die Kolonie Eritrea die *Perlenfischerei*, die besonders im Gebiete des Dahlak-Archipels im

Osten von Massaua sehr eifrig betrieben wird. Wenn bis vor kurzem auch lange nicht alle Schiffe, die hier nach Perlen fischten, ihre Ausbeute nach Massaua führten, so bezifferte sich die Jahresausfuhr an Perlmuscheln durchschnittlich doch immer auf etwa 500,000 Franken. Seit einigen Jahren hat die Regierung das Monopol der Perlenfischerei von Dahlak an die Mailänder Società perlifera übertragen, die seither einen sehr lukrativen Perlmutterhandel betreibt und über 4200 Fischer beschäftigen soll. Nach den Statuten ihres Vertrages darf sie nur alle zwei Jahre auf derselben Stelle nach Muscheln tauchen lassen, ein Passus, welcher der betreffenden Gesellschaft zwar sehr unangenehm ist, der meines Erachtens aber noch bedeutend verschärft werden sollte, da die Perlmuschel zu ihrer Vollentwicklung doch immer 5 Jahre braucht, und die Tiere durch ihr gesellschaftliches Zusammenleben in hohem Masse der Raubwirtschaft und der Ausrottung ausgesetzt sind. Ein Segelboot soll per Tag etwa 500 bis 3000 Muscheln fischen, und die Ausbeute der Società perlifera wird pro Jahr auf 1,200,000 Franken angegeben. Hesse erwähnt in seiner Arbeit über die Perlenfischerei im Roten Meere («Zoolog. Garten», Frankfurt 1898), dass ein indischer Kaufmann die alljährlich von Massaua nach Bombay ausgeführten Perlen auf 2 Millionen Mark bewertet. Wenn diese Zahl auch etwas hoch erscheint, so ist es doch ausser Zweifel, dass die Perlen zum grössten Teile als Schmuggelware ausgeführt werden, und ihr Wert doch zum mindesten demjenigen der ausgeführten Perlmuscheln gleichkommen muss. Auf etwa 5000 Muscheln findet sich im Durchschnitt zwar nur eine gute Perle, doch stellen auch die sogenannten Perlsamen und Schalenperlen einen erheblichen Betrag der Ausbeute dar. Ganz grosse Perlen, wie z. B. eine im Besitze des Schah von Persien sich finden soll und in jüngster Zeit noch auf 1½ Millionen Franken bewertet wurde, sind zwar sehr selten und Exemplare im Werte von 30—40,000 Franken noch grosse Raritäten. Während meines mehrjährigen Aufenthaltes am Roten Meere, wobei ich viel mit Perlfischern verkehrte, hörte ich von Perlfunden an der Nordküste von Arabien, die 1200—1500 Taler einbrachten, immerhin aber als grosse Ausnahmen bezeichnet wurden. Im Dahlak-Archipel sollen mitunter sehr gute Perlen gefunden werden, genauere Wertangaben konnten mir in dieser Beziehung aber nicht gemacht werden. Die roten Perlen, die im südlichen Teile des Roten Meeres hin und wieder gefunden werden, stammen wahrscheinlich nicht von der Perlmuschel, sondern von einer Pinna-Art. Die Perlmutter ist in letzter Zeit im Preise sehr gesunken, die Perlen aber sind bedeutend

teurer geworden. Ein sehr rentables Unternehmen könnte die Perlfischerei namentlich dann werden, wenn sie nicht nur mit der vom Glücke abhängenden Fischerei, sondern auch mit der Anlage von Muschelkulturen und mit der künstlichen Perlenerzeugung sich beschäftigte. Man vertrat bis vor wenigen Jahren die irrige Ansicht, dass die Perlmuschel das Verpflanzen von einem entfernteren Orte zu einem andern nicht ertrage. Heute ist aber mit Sicherheit erwiesen, dass unter Berücksichtigung der notwendigen Vorsichtsmassregeln diese Muschel sich ebenso leicht nach einem geeigneten andern Standorte verpflanzen lässt, als die Auster. Auch die Erzeugung von Perlenbildung durch künstliche, operative Eingriffe ist in den letzten Jahren mit Eifer verfolgt worden. Schon der alte Linné hat von dieser Möglichkeit gesprochen; nach ihm haben Filippi und Küchenmeister diese Sache verfolgt, und in neuerer Zeit wurden durch Bauton und Bouchon-Brandeley sehr erfolgreiche Versuche angestellt.

Im übrigen ist der Handel von Massaua kein bedeutender. Die Einfuhr, die im Werte die Höhe von zirka 9 Millionen Franken erreicht, stammt zum dritten Teile aus Indien, des ferneren dann hauptsächlich aus Italien, England und Oesterreich. Grosse Mengen dieser Einfuhrwaren gehen als Transitgüter über die abessinische und ägyptische Grenze. Die Ausfuhr schwankt mit Beträgen von 2—3 Millionen Franken und wird, wie bereits angedeutet, vornehmlich durch die Perlenfischerei auf dieser Höhe erhalten. Ausserdem kommen *Häute, arabischer Gummi, Wachs* und *Elfenbein* über Massaua zur Ausfuhr, in geringeren Beträgen auch *Kaffee* und *Zibeth*, fast ausnahmslos Erzeugnisse des abessinischen Hochlandes. Der Ausbau der englisch-ägyptischen Bahnlinien Suakin-Berber und Chartum-Assuan, sowie die Eröffnung der französischen Erschliessungsbahn Dschibuti-Harar werden der Kolonie Eritrea den grössten Teil ihres Transithandels lahmlegen, und vor allem wird Suakin, dessen Handel in den letzten Jahren sich verdoppelte, eine gefährliche Rivalin der eritreischen Hafenstadt werden.

Wir wollen Massaua nun verlassen und in raschem Fluge über die wüstenhafte Samhara nach der *Ostrampe des abessinischen Hochlandes uns* begeben. Da sehen wir unter uns zwei lange Steindämme, die Verbindungswege nach der Insel Taulud und dem Festlande und in ihrer Fortsetzung die Fahrstrassen nach Otumlo und Moncullo, nach Arkiko und nach der Halbinsel Abd-el-Kader, dem Ausgangspunkte der Massaua-Saatibahn. Ueberall öde Steppe, wie wir sie oben geschildert haben, mit grauem Artemisiengebüsch, stacheligen

Wüstenkräutern, Tamarisken und Capparissträuchern, eine Landschaft, wie sie uns, von Norden kommend, im krystallinischen Gebirge des Sinai zum ersten Male entgegentritt. Das Gedungebirge im Süden von Massaua liegt schon weit hinter uns in dunstiger Ferne, auch Saati, die Schutzfeste von Massaua, ist unsern Blicken entschwunden, und nun nähern wir uns dem waldreichen Abhange des Hochlandes. In einer weiten Talniederung gewahren wir Ailet, ein verlassenes Abessinierdorf, mit einigen unbedeutenden Hirsepflanzungen in seiner Umgebung. Schon sind wir auf den ersten Gehängegräten des plötzlich sehr steil aufstrebenden Plateaugebirges in etwa 400 Meter Seehöhe. Grosse Gesellschaften von Perl- und Flughühnern flüchten vor uns, auf grünen Weideplätzen stehen blökende Schafe und kleine Rinderherden, hier weiden einige Maultiere und dort auf der Höhe eines mächtigen Felsblockes hat eine Pavianfamilie ihre Ausschau gehalten. Unter warnenden Bellrufen verschwindet sie im nächsten Dornengehölze. Der Pflanzenteppich wird frischer und grüner; Terminalien und Grewien bilden das vorherrschende Niederholz und ihnen gesellen sich dann Akazien, wilde Reben und Euphorbien zu. Die gesättigten Töne der Flora werden durch glanzvolle Metallfarben ihrer befiederten Gäste komplimentiert. Der Nachttau hat grosse, fingerdicke Tausendfüsser, die gewöhnlichen Leckerbissen der bunten Serval Katzen und der zahlreichen Mangusten aus ihren schattigen Verstecken hervorge lockt, und wie dunkle Eisenspangen umklammern diese Glieder-tiere die rankenden Kräuterstengel. Hier die Feuerblüte der Gloriosa superba, dort eine winzige weissblühende Orchidee, da wieder azurblaue Comellinen, wie Ehrenpreis aus dem jungen Graswuchse hervorguckend. In den Talschluchten Ricinus und Asparagus, kletternde Knollengewächse und breitkronige Sykomorenbäume, auf sterilerem Boden eine Sansevieria und verschiedene Succulententypen. Olivenbäume, Limonen- und Orangensträucher bekunden die Anbaufähigkeit dieser Gehänge, vielleicht gar den alten Kulturzustand dieser Gebiete. Da aber ein Unglücksbote, ein gefährlicher Feind der afrikanischen Kulturversuche, ein mächtiger Heuschreckenschwarm, beinahe die Mittagssonne verfinsternd! Tausende und Hunderttausende dieser Schädlinge werden zwar von den sie begleitenden Raubvögeln weggefressen, ihre Verheerung bleibt aber immer eine ungeheure, und wo diese Irrgäste der Wüste sich niederlassen, da bleibt auch kaum ein Strohalm vor ihren Kiefern verschont.

Wir steigen weiter und befinden uns in der eigentlichen Bergvegetation. Die hohen Bäume sind mit langen Bartenflechten be-

hängen; Carissa, aus deren Holz die Beni-Amernomaden ihre Läusestäbchen schnitzen, und Acocanthera, von welcher die Somali ihr Pfeilgift gewinnen, sind sehr häufig geworden. Hier balzt der erzgrüne Helmvogel, während sein Weibchen bereits seine kohlschwarzen Jungen im Neste verpflegt. Zahnschnäblige Tukane schreien auf den Baumwipfeln und urweltlich dreinschauende Hornraben spazieren auf Mattengründen umher. Weissköpfige Drosseln und goldgelbe Oriole naschen an Beeren, grüne Papageitauben flattern in den Baumkronen und erzschildernde Glanzstaare jagen im Grase nach Kerfen.

Jetzt plötzlich haben wir die Rampe des Hochlandes erreicht. Hochgebirgspflanzen aus den Alpen, vom Kaukasus und aus dem südlichen Arabien machen sich breit. Zwischen fleckenblättriger Aloe tritt die blaugrüne Baumeuphorbie in den Vordergrund, zwischen ihnen manche typische Wüstenpflanze und zum ersten Male die gabelstämmige Fächerpalme, hier zwar noch sehr krüppelhaft entwickelt. Auch wilde Dattelpalmen sind vereinzelt hier zu treffen. Aus einem nahen Strohhütten-Komplexe tönen heimatliche Melodien, die »Marcia reale« und der »Bersagliere« in unser Ohr; es sind italienische Strassenarbeiter, die ihre Mittagsrast unter den Klängen der Handharmonika verbringen.

Wir sind nun gegen 2500 Meter in die Höhe gestiegen. Der Baumwuchs wird spärlicher und rotgelbe Grasfluren bedecken die Ebene. Mancherorts tritt nackter Felsboden zutage, grauer Schiefer oder häufiger noch ein rotes Tiefengestein, in grosse, runde Blöcke verwitternd. Hier in dieser Höhe liegen die Versuchssiedelungen von Godofelassi, Gura und Asmara, hoch über den nebelgefüllten Tal-schluchten, an der Grenze der Seeregenzone.

Weiter westwärts kommen wir in das trockene *Hochland Barka*, mit riesigen Boababbäumen, Kigelien und Ebenholzbeständen als Charakteristika. Die Flussbette führen hier nicht mehr das ganze Jahr hindurch Wasser, wo dieses aber an der Oberfläche sich zeigt, da finden wir öfters eine recht üppige Flora. Schon bei *Keren*, der Hauptstadt des Barkagebietes, hat die Höhe des Plateaugebirges bedeutend abgenommen; sie beträgt daselbst nur noch 1450 Meter und nimmt nach Westen hin allmählich immer noch weiter ab, bis sie an der ägyptischen Grenze in der Nähe von Kassala nur noch etwa 600 Meter beträgt. Mit dieser westlichen Verflachung nimmt auch die Sterilität und die Unwirtlichkeit des Gebietes zu. Schon zwischen Agat und Keren traf ich eine vollkommen ausgedörrte Steppe an, mit vorherrschend sudanesischen Pflanzentypen: Ziziphus, Tamarinden,

grünrindigen Akazien, Adansonien und Dumpalmen. Der Boden ist fast überall sehr quarzreich und granitisch, nur vereinzelte Horstgebirge scheinen aus Schiefen sich aufzubauen. Man findet hier überall *verwilderte* und *kultivierte Baumwolle*, wie z. B. bei Schaloté, am Katetai, am Otal, bei Mai Mafales und Arresa. In nennenswerten Mengen wird diese Faserpflanze aber nirgends angebaut, wenn wir in einzelnen Ortschaften auch einige Webstühle in Tätigkeit sahen. Ich kann mir auch nicht vorstellen, wie der Baumwollbau ohne ganz bedeutende und kostspielige Bewässerungsanlagen weiter ausgedehnt werden sollte. Die hiesige Baumwolle liefert ein sehr kurzfasriges Produkt, und die Kapseln sind äusserst arm an Faserstoff. Es müssten daher neue Baumwollsorten eingeführt werden, und da mit solchen meines Wissens hier noch keinerlei Pflanzversuche gemacht wurden, so ist vor grossartigen Hoffnungen in dieser Beziehung sehr zu warnen.

Die Aussichten der *Viehzucht* geben sich nach meinem Dafürhalten in dem ausgeprägten, jedenfalls durch natürliche Faktoren bedingten Nomadismus der Beni Amer, sowie in der Tatsache kund, dass ich auf dem Wege durch das Barkagebiet im Jahre 1894 zahlreichen Opfern der Viehseuche begegnet bin.

Auch in den *Marebgebieten*, die ich damals bereist habe, dürfte die Ansiedlung von Landwirten den grössten Schwierigkeiten begegnen, nicht nur wegen der allgemeinen Trockenheit ihres Klimas, sondern mehr noch wegen der jedenfalls nicht ausbleibenden räuberischen Einfälle aus Abessinien und den Basen- und Bariagebieten.

Erst auf den *Höhen von Godofelasse und Gura* habe ich damals wieder umfangreichere Pflanzungen angetroffen, also ganz im Osten des abessinischen Hochplateaus vor dem Abstiege zum Küstenlande von Massaua. Mag der Boden dieses Gebietes auch nicht zu den besten Ackerböden gerechnet werden, so sind hier doch genügende Niederschläge zu erwarten und den Kulturversuchen, die sich allerdings nicht auf tropische Plantagengewächse erstrecken sollten, ein sicheres Gedeihen in Aussicht gestellt. Die Viehseuchen werden sich kaum bis in diese Höhen hinauf ziehen, und dem Europäer ist in diesem Klima allein ein guter Gesundheitszustand zugesichert. Der Verkehr mit dem Hafenplatze Massaua kann von hier aus noch ohne grössere Schwierigkeiten bewerkstelligt werden, während er von Keren oder noch weiter westlich gelegenen Oertlichkeiten nur unter der Vorbedingung einer sehr gesteigerten und sehr billigen Produktion der Landeserzeugnisse auszuführen ist.

Die grössten Aussichten auf einen kolonisatorischen Erfolg der

Italiener dürften daher auf der Rampe des Hochlandes von Hamasen zu finden sein, in zweiter Linie auf einer Weiterentwicklung der Perlenfischerei und ferner auf einer Ausbeutung der bergbaulichen Mineralschätze, besonders des Goldes. Mögen die Italiener vor den Massengräbern ihrer gefallenen Pioniere nicht zurückschrecken und mögen sie mit frischer Ausdauer weiter arbeiten an dem begonnenen Werke. Tunis und Tripolis sind für sie verloren gegangen, Somaliland ist eine gefährliche Halbsteppe und das Afargebiet eine richtige Wüste. So bleibt ihnen nur die eigentliche Eritrea mit dem Hafenplatze Massaua und dem küstennahen Hochlande. Hier werden sie ihre Hebel einsetzen und im Laufe der nächsten Dezennien ein wertvolles Kolonialgebiet sich schaffen, ohne Absichten auf das fernere Hinterland, die westlichen Sudangebiete oder gar auf das abgeschlossene Abessinien.

Kurze Orientierung über die Höhlen der Schweiz.*)

Von Paul Egli, Zürich.

Wenn gleich die Schweiz keine orographische Einheit bildet, werde ich mich doch in meinen Darstellungen auf sie beschränken, da die Höhlen der benachbarten Gebiete, welche meist viel grösser und reicher an Zierraten sind als die unsrigen, längst berufene Arbeiter, denen nicht bloss die finanzkräftige Unterstützung von grossen Höhlenvereinen, sondern auch zum Teil die mächtige Hand der Regierung zur Verfügung stand, gefunden haben.

Trotzdem also unser Land an Zahl, Grösse und Schönheit der Höhlen nicht mit den Nachbarn wetteifern kann, lohnt es sich doch, dass wir uns einmal Rechenschaft über diese eigenartigen Defekte

*) Dieser Artikel ist eine blossе Skizze. Interessenten verweise ich auf meine gegen Ende des Jahres im Druck erscheinende Broschüre: „Beitrag zur Kenntnis der Höhlen in der Schweiz“, sowie auf Bändchen 8 der „Scientia“: E. A. Martel, La spéléologie. (Georges Carré & C. Naud, éditeurs, Paris) mit reicher Literaturangabe.